

*Isolde Charim*

# Ich und die Anderen

Wie die neue Pluralisierung  
uns alle verändert



ZSOLNAY

Gesellschaft so bleiben, wie sie bisher war. Das ist die trügerische Gewissheit, die die Rede von der »Integration« garantieren soll.

Woher aber rührt dieses Missverständnis? Es rührt daher, dass man glaubt, gesellschaftliche Vielfalt sei eine Ansammlung unterschiedlicher Kulturen und Religionen. Gesellschaftliche Vielfalt sei einfach eine Addition. Da gäbe es das Bestehende, das sind die Einheimischen, und zu denen käme dann einfach etwas Neues hinzu: die Türken, die Jugoslawen. Später die Serben, die Kroaten, die Kosovaren. Dann kamen die Polen, die Slowaken. Irgendwann dann »die« Moslems. Und nun die Flüchtlinge. Aber Pluralisierung ist keine Addition. Es ist ein Gebot der Stunde zu verstehen, was Pluralisierung eigentlich bedeutet. Und da muss man zweierlei festhalten:

Erstens: Pluralisierung ist ein unhintergebares Faktum. Es gibt keinen Weg zurück in eine nicht-plurale, in eine homogene Gesellschaft. Auch nicht durch noch so viel Integration. Da hilft keine Scheune. Das Faktum der Pluralisierung lässt sich nicht rückgängig machen.

Und zweitens: Pluralisierung ist kein äußerlicher Vorgang. Die Vorstellung einer Addition ist trügerisch. Sie suggeriert nämlich, die einzelnen Posten der Addition blieben unverändert. Als ließe die Addition die Menschen, die sie verbindet, unverändert. Die Vorstellung der Addition ist eine Erzählung, die einen blinden Fleck erzeugt. Dieser blinde Fleck, also das, was verkannt wird, lautet: Die Pluralisierung verändert uns *alle*. Genau diese Veränderung wird durch die Vorstellung einer Addition verdeckt. Die Pluralisierung verändert aber nicht nur die, die neu hinzukommen. Sie verändert auch die, die schon da waren. Eben *weil* sie keine einfache Addition ist. Die Pluralisierung affiziert, sie erfasst uns alle.

Es ist also wichtig, sich nicht nur klarzumachen: Was verändert sich?, sondern auch: Was macht die Pluralisierung mit uns? Wie verändern *wir* uns? Was verändert sich an *uns*? Denn das ist der zentrale Punkt: Wir verändern uns alle.

Vor einiger Zeit konnte man in Wien an vielen Orten ein Plakat sehen:

ein türkisfarbenes Bild, auf dem stand: »Der Bauch sagt: Respekt ist Kopfsache.« Darunter vier Köpfe: ein Mann mit jüdischer Kippa, ein Schwarzer, eine Frau mit Kopftuch und ein Mann mit Trachtenhut. Man sieht die vier Köpfe von hinten. Es geht also nicht um die einzelnen Individuen. Diese sind Träger von Zeichen, von Zeichen, die sie unterscheiden. Sie sind Repräsentanten von Ethnien, Religionen, Klassen. Interessant an dem Bild ist, dass der Trachtenhutträger Teil dieser Reihe ist.

Er ist ein Typus unter anderen. Das entspricht der heutigen Realität. Aber man muss sich vor Augen halten, was das tatsächlich bedeutet. Noch vor einiger Zeit – und diese Zeit ist noch nicht lange her –, da war der Mann im Lodenmantel mit Gamsbarthut und auch die dazugehörige Frau, da war dieser Typus *nicht* einer unter anderen. Da war er in Österreich hegemonial. Er war kulturell und identitätspolitisch vorherrschend. Er war es, der die Normalität bestimmt hat. Heute ist dieser Herr nicht nur auf dem Plakat eingereicht. Er hat auch real seine Hegemonie, seine Vorherrschaft verloren. Das zeigt das Bild sehr deutlich. Und sehr einprägsam.

Und genau daran kann man die Veränderung, die die Pluralisierung bewirkt, ablesen. Diese Veränderung ist eine doppelte. Sie findet auf zwei Ebenen statt. Es ist eine Veränderung der Zugehörigkeit, also eine Veränderung, wie wir der Gesellschaft angehören. Und es ist eine Veränderung unserer eigenen Identität. Die Pluralisierung verändert unseren Bezug zu anderen, und sie verändert den Bezug zu uns selbst, die Art, wie wir uns auf uns selbst beziehen.

Was die Zugehörigkeit anbelangt, so muss man sagen: Man kann heute nicht mehr auf dieselbe Art Deutscher oder Österreicher sein wie *früher*. Wobei dieses ungetrübte »Früher« natürlich auch eine Verklärung ist. Aber die deutsche oder die österreichische Kultur – wie auch immer man diese bestimmt – lassen sich nicht so aufrechterhalten wie dieses »Früher« unterstellt. Nicht weil die Berge weniger hoch, die Wälder weniger grün oder das Jodeln weniger krächzend wäre. Sondern einfach weil diese Form des Deutsch- oder des Österreichisch-Seins nicht mehr die einzige Form ist. Weil dieses Milieu nicht mehr

das einzige Milieu ist, weil diese Kultur nicht mehr das einzige kulturelle Koordinatensystem in diesen Ländern ist.

Keiner kann heute seine Kultur noch so leben, als ob es keine andere Kultur daneben gäbe. In gemischten Gesellschaften steht jede Kultur neben anderen Kulturen. Das aber heißt: Es gibt keine *selbstverständliche* Kultur, keine *selbstverständliche* Zugehörigkeit mehr. Und das ist eine wirklich einschneidende Veränderung. Denn eine wesentliche Funktion von Kultur ist es, Evidenz zu erzeugen – also einen unmittelbar einleuchtenden Zugang zur Welt. Einen unhinterfragten, eben einen selbstverständlichen Zugang. Heute aber gibt es keine Zugehörigkeit, die ihre Selbstverständlichkeit nicht gegen andere Selbstverständlichkeiten behaupten muss. Heute muss jede Zugehörigkeit ihre Evidenz gegen andere Evidenzen behaupten. Sie muss neben anderen Evidenzen bestehen. Eine Selbstverständlichkeit aber, die in Frage gestellt wird, ist gerade das nicht mehr – eine Selbstverständlichkeit. Damit wird die Außenperspektive auf jede Kultur Teil ihrer Innenperspektive. Die Außenperspektive, dass es nämlich immer anders sein könnte: dass man jemand anderer sein könnte, dass man etwas anderes glauben könnte, dass man anders leben könnte. Diese Außenperspektive ist heute notwendigerweise Teil jeder Identität, jeder Kultur. Sie ist Teil der Innenperspektive geworden.

Peter Berger nennt das eine »kognitive Kontamination«<sup>8</sup>, eine andauernde Interaktion mit anderen, die unsere eigene Sicht der Welt relativiert, die Gewissheiten unterläuft, die Selbstverständlichkeiten unterminiert. Es ist dies eine ebenso schöne wie auch problematische Formulierung. Zum einen weil dieser Vorgang kognitiv nur im Sinne einer Erfahrung, eines Erlebens, nicht aber im Sinne einer Erkenntnis ist. Zum anderen aber trifft Relativierung den Vorgang nicht genau. Denn Relativierung würde bedeuten, dass die eigene Kultur durch das In-Beziehung-Setzen zu anderen Kulturen bedingt wird. Der Vorgang, den wir heute beobachten, ist aber nur insofern eine »Relativierung« als die Selbstverständlichkeit eingeschränkt wird – also keine Selbstverständlichkeit mehr ist.

Diese Veränderung ergreift uns nun alle. Sie verändert völlig die Art, wie wir heute »dazugehören«. Sie verändert den Bezug zu »unserer« jeweiligen Gemeinschaft. Welcher Art diese Veränderung ist, lässt sich genau angeben: Dieser Bezug ist heute nicht mehr naiv zu haben. Nicht mehr naiv in dem Sinne, dass er nicht mehr direkt, nicht mehr unmittelbar, nicht mehr selbstverständlich ist. Die Zugehörigkeit zur Gesellschaft muss man sich gewissermaßen »erarbeiten«. Man muss sie behaupten. In diesem Sinn ist Zugehörigkeit nicht mehr voll und ganz zu haben. Sie ist nicht mehr vollständig und umfassend. Das ist die neue psychopolitische Voraussetzung für unser aller Integration. Und das ist ein durchaus schwieriger Vorgang.

Für den Trachtenhutträger etwa bedeutet der Verlust der Selbstverständlichkeit zugleich auch den Verlust seiner Vormachtstellung. Das ist ein schmerzhafter Prozess. Schon allein das Nebeneinander auf dem Plakat ist für ihn eine Zumutung. Dieses ist nicht Folge von Respekt. Es ist Folge einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung. Diesem Nebeneinander liegt ein Konflikt, ein Kampf um gesellschaftliche Macht zugrunde.

Genau gegen dieses Nebeneinander der vier Köpfe gibt es ja auch eine Abwehr. Dagegen versuchte man beispielsweise die eigene Lebensform als sogenannte »Leitkultur«, etwa als »deutsche Leitkultur«, in Stellung zu bringen. Leitkultur im Sinne einer verbindlichen nationalen Kultur ist ein Begriff, der zweierlei zu retten versucht und gerade deshalb zweifach auf verlorenem Posten steht.

Zum einen versucht die Leitkultur, das nationale Milieu als das *eine* zu retten – denn nur als solches, nur als selbstverständliche, als unhinterfragte Lebenswelt wäre eine Leitkultur auch eine solche. Es ist dies der Versuch, die gestörte Selbstverständlichkeit der »eigenen Kultur« (was auch immer dieses Eigene sein mag) durch Festschreibung eines Inhalts wiederherzustellen. Diese Wiederherstellung übersieht aber, dass es bei einer »Leitkultur« nicht einfach nur um Inhalte geht. Es geht ebenso um die Art, wie man sich auf diese Inhalte bezieht. Es geht um die Selbstverständlichkeit, mit der diese Inhalte übernommen und gelebt werden. Die

Wiederherstellung übersieht also, dass das, was die Leitkultur durch eine oktroyierte Verbindlichkeit retten möchte, genau das ist, was ebendiese Leitkultur unterläuft: ihre Selbstverständlichkeit. Diese aber, die Selbstverständlichkeit, ist nicht rettbar. Diese lässt sich nicht mehr herstellen. Allein, dass man eine Leitkultur dekretiert, allein, dass es darum eine Debatte, eine Auseinandersetzung gibt, zeigt: Dieses Milieu ist nicht mehr ungebrochen. Es ist nur noch teilweise eine Umwelt, es ist nur noch ein partielles Milieu – und eben deshalb ist die »Leitkultur« kein wirkliches, kein umfassendes Milieu mehr.

Zum anderen zeigt die Debatte um die Leitkultur aber auch, dass das Milieu als das eine, als das selbstverständliche, verlorengegangen ist, gleichbedeutend damit ist, dass seine Vormachtstellung nicht mehr eindeutig ist. Eine nationale Leitkultur zu etablieren ist der Versuch, die eigene Hegemonie wiederherzustellen. Um diese Hegemonie muss man aber erst kämpfen, wenn man sie nicht (oder nicht mehr) hat, wenn die eigene Vormacht gestört ist. Der Verlust der Selbstverständlichkeit ist also auch der Verlust der »Normalität« – das heißt, man gibt nicht mehr vor, was »normal«, man beschreibt nicht mehr, was »Normalität« ist. Denn das ist ja die größte gesellschaftliche Macht – die Definition von »Normalität«. Wobei man sagen muss: Normalität, Selbstverständlichkeit ist nur für jene normal, die dazugehören, die zu der Gruppe gehören, die ihre Form von Normalität durchsetzt. Für die anderen ist diese Normalität nicht normal. Normalität ist ein Ausschluss-, ein Exklusionsmechanismus.

Machen wir uns keine Illusionen. Vielfalt ist kein nettes Zusammensein. Zusammenhalt? Respekt? Schon das Nebeneinander auf dem Plakat ist zwar Abbild der Wirklichkeit, aber eben auch eine Beschwörung. Die Beschwörung, dieser Zustand möge ein von allen akzeptierter, er möge ein friedlicher sein.

Zu dieser Beschwörung gehört auch die Vorstellung, es gäbe ein Allheilmittel für oder eigentlich gegen die Pluralisierung. Mehr noch als die Leitkultur aber mit dieser eng verwoben ist das neueste Kaninchen aus dem Allheilmittel-Hut – die Werte. »Unsere« Werte. Bislang führte die Bildung das Ranking der Allheilmittel an. Nun sind es die Werte.